



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sitteratur

Naturvölker und Kulturvölker. Ein Beitrag zur Sozialpsychologie von Alfred Vierkandt. Leipzig, Duncker und Humblot, 1896

Jeder von uns ist ein Gemisch von Zügen der Naturvölker und der Kulturvölker, darauf beruht das große persönliche Interesse, das dieses gründliche und klar geschriebene Buch bei jedem denkenden Leser erregen muß; für Ethnologen und Historiker ist es ein Handbuch, dessen Verständnis die Voraussetzung für jede reife Arbeit aus der Geistesgeschichte ihrer Gebiete ist. Die Psyche der Naturvölker und der Kulturvölker wird durch keine scharfe Grenze geschieden, aber bei jenen überwiegen unwillkürliche Handlungen, bei diesen willkürliche, dort herrscht spielende, hier organisierte Energie, dort Leidenschaft, hier Besonnenheit, dort ein Sichbestimmenlassen durch die Außenwelt, hier das umgekehrte Verhältnis — ein abseits liegendes, aber doch schlagendes Beispiel hat Egli in der geographischen Namengebung nachgewiesen: man vergleiche das umgekehrte des Verhältnisses in den beiden Namenpaaren Grunewald und Bismarckarchipel und Frankfurter Straße und Goethestraße. Alle jene Unterschiede zwischen Natur- und Kulturvölkern sind keine Gegensätze, sondern bedeuten eine Zunahme des Geistigen auf Seiten des Kulturvölks. Sie ist zugleich ein Fortschreiten vom Objektivern zu einem mehr subjektiven Dasein: z. B. tritt auf ethischem Gebiete an die Stelle der Sitte die Sittlichkeit, an die Stelle der Furcht vor der Strafe das Gewissen. Hier dürfen wir vom Fortschritt sprechen. Vierkandt enthüllt freilich auch schonungslos die Einbußen, die gewöhnlich mit „höherer“ Kultur verbunden sind: Schwächung des Willens (die Männer in Goethes und dagegen in Shakespeares Dichtungen — mit Ausnahme Hamlets, den Vierkandts „Vollkultur“ für sich in Anspruch nehmen darf), Verblässung der Religion zur Moral und Mechanisierung, die bei bedeutenden Dingen eine allgemeinem Fortschritt günstige Erleichterung ist, bei bedeutenden ein Fluch.

Wir wollen das gedankenreiche Buch nicht weiter auspflücken, der Leser nehme es selbst zur Hand. Wenn nicht alles ausgemacht ist, was es bringt, so ist doch alles anregend. In einer so schwierigen Frage wie der derassenbegabung schiebt der Verfasser einmal der Rasse zu, was Sache der Entwicklung ist, wenn er die poetische Form des Parallelismus für semitisch erklärt: alles, was er da über die geistige Art des Parallelismus sagt, paßt Wort für Wort auf die Variationstechnik der altgermanischen Epen. Über die Aussichten für das Weiterleben von Kunst und Religion in unserm deutschen Kulturvolk denken wir anders als Vierkandt, der beide von der Vollkultur auf den Aussterbeetat gesetzt erklärt — wir können einen solchen Zustand eben nur als moderne Halbkultur bezeichnen. Freilich die Zahl der Weitergehenden wird wohl immer kleiner wie die Pyramide nach oben immer schmaler, und das Loß des werdenden immer enttäuschungsvoller.

Zur Rassen- und Sozialhygiene der Griechen im Altertum und in der Gegenwart. Von Dr. Ferdinand Hüppe. Mit 9 Abbildungen im Text. Wiesbaden, C. W. Kreidels Verlag, 1897

Auf den wenig über hundert Seiten dieses Buches ist so viel aus allen möglichen Gebieten des sozialen Lebens, der Geschichte usw. des alten und des neuen

Griechenland zusammengefaßt, daß vieles nur angedeutet sein kann, was unbedingt näherer Begründung bedurft hätte. Aber der Verfasser nennt das Werkchen ja nur „zur“ Rassen- und Sozialhygiene und verzichtet damit von vornherein darauf, etwas Vollständiges zu geben. Dennoch will es uns scheinen, daß etwas mehr Planmäßigkeit dem Buche nicht geschadet hätte. Man würde deshalb den Verfasser noch lange nicht für einen jener Professoren halten, gegen die er fort und fort seine Streiche führt.

Wenn der Verfasser in der Vorrede sagt: Hoffentlich gelingt es mir, die philologische Mär von der asiatischen Herkunft der Pelasger und Hellenen zu zerstören — so wird wohl nicht bloß der „philologische Fanatiker“ mit dem Kopfe schütteln. Ein wirklicher Beweis mußte eingehender und zwingender geführt werden. Was der Verfasser bringt, ist ja als Anregung ganz gut und wird vielleicht den oder jenen veranlassen, der Frage näher zu treten, besonders die so viel bekämpften Werke von Carus Sterne einmal zu studieren. Die asiatische Herkunft der Griechen hatte fast dogmatische Bedeutung erhalten, eine Reaktion war notwendig. Man mag nun jetzt mit der nordischen Herkunft des Griechenvolks wissenschaftlich operieren, die Geschichtsforschung wird ihren Nutzen daraus ziehen; aber man darf sich nicht gleich an das neue Dogma verkaufen. Wir stimmen dem Verfasser vollständig bei, wenn er im Gegensatz zur ältern philologischen Behandlung die Wichtigkeit der ethnographischen Seite hervorhebt und besonders auf die verwirrende Gleichsetzung von Rasse und Sprachstamm aufmerksam macht, und ohne deshalb für alles einzelne einzutreten, können wir ihm auch darin Recht geben, wenn er auf dem Boden Griechenlands ein Zusammenfließen zweier Rassenströmungen annimmt, die wir kurz als die asiatische und die nordische bezeichnen wollen. Sehr zweifelhaft erscheint es uns aber, ob man die beiden Typen in Figur 1 als Beweis für das Nebeneinander der beiden Rassen zur Mykenischen Zeit beibringen kann. Mit Interesse folgt man dem Verfasser bei den hie und da eingeflochtenen Schilderungen des modernen Griechenland und seiner Bewohner. Wo es ihm möglich war, hat er auf seinen Reisen und Ritten durch Griechenland und die Troas Untersuchungen über die Wasserversorgung des Landes in der klassischen Zeit angestellt. Er hat gefunden, daß es in dieser Beziehung die Griechen wohl mit den gepriesenen Römern aufnehmen konnten. Hierin liegt wohl die Hauptbedeutung des Werkchens. Besonders anziehend ist, was über die örtlichen Vorbedingungen der berühmten Pest in Athen am Beginn des peloponnesischen Krieges gesagt ist. Vergleichen kann uns natürlich alle Thukydides- und Diodorerklärung nicht bieten.

Eine Verkenntung scheint uns in der Beurteilung des delphischen Orakels zu liegen. Darüber, daß die größte Rolle dabei die Suggestion gespielt hat, ist wohl kein Zweifel, die meisten Pythien mögen auch hysterische Weiber gewesen sein. Aber die ganze Sache als Pflaumentrug anzusehen, scheint doch etwas zu rationalistisch. Auf bloßen Trug hätte sich die hohe Stellung, die Delphi jahrhundertlang in der hellenischen Welt einnahm, kaum aufbauen können. Menschlichkeiten kamen natürlich auch hier vor, aber die Priester hatten ihre uralten Überlieferungen und Sagen, die von den meisten sicher als göttlichen Ursprungs angesehen wurden, und auf Grund deren sie, wenn Apollo um Rat gefragt wurde — denn darum handelte es sich meist, nicht um höhere Kartenlegerei —, unbewußt die Pythia beeinflussen mochten.

Daß der Verfasser immer noch von „Kretenern“ spricht, ist recht überflüssig, die „Kreter“ thuns doch auch.

K.

Man hat sich auch über die Herkunft des Wortes „Kreter“ zu wundern.

Lebenserinnerungen von Thomas Carlyle. Übersetzt von Paul Jäger. Mit Bildnis Carlyles. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1897

Wenige englische Schriftsteller unsers Jahrhunderts verdienen es so sehr, wie Thomas Carlyle, in Deutschland bekannt zu werden, denn kaum ein andrer hervorragender Geist Englands war während seiner Entwicklung so eng mit der deutschen Litteratur verbunden als er.

Während seines Aufenthalts in Kirkcaldy wurde der junge Carlyle durch eine befreundete Familie, die Beziehungen zu Hamburg hatte, auf die deutsche Litteratur aufmerksam: mit Robebue und dem „Siebenjährigen Krieg“ von Archenholz begann er seine Studien, dann folgten Jean Paul und die Romantiker, Schiller und Goethe. Doch Carlyle hätte nicht Carlyle sein müssen, wenn er nicht den Grund dieses Studiums tiefer gelegt hätte. Bald schätzte er die deutsche Litteratur ihres moralischen Wertes wegen: *If the mind is cultivated and cannot take in religion by the old vehicle, a new one must be striven after. In this point of view German literature is quite priceless. I never cease to thank Heaven for such men as Richter (Jean Paul), Schiller, Goethe. The latter especially was my evangelist. His works, if you study them with earnestness, are as the day-spring visiting us in dark night.*

In den schlimmen Tagen, die er von 1818 bis etwa 1822 durchlebte, als er die Seelenkämpfe durchmachte, die er im Sartor Resartus, in den Sorrows of Teufelsdröckh, in The Everlasting No, The Centre of Indifference schildert und in The Everlasting Yea und Pause zu versöhnlichem Schlusse führt, fand Carlyle bei den deutschen Dichtern, besonders durch Betrachtung von Schillers Ringen und Leiden, den hauptsächlichsten Trost, sodaß er siegreich als Mann aus diesen Kämpfen hervorging. Aber auch glückliche Zeiten für ihn wurden durch die deutsche Litteratur eingeleitet. Zu Anfang des Sommers 1821 wurde ihm durch Frings Vermittlung die Aufsicht über den Bildungsgang, besonders die Lektüre, der geistig hochbegabten Jane Welsh übertragen. Bald schickte der Lehrer seiner Schülerin Päckchen mit deutschen Büchern von Edinburgh nach Haddington, besuchte sie öfters, um sich von dem Fortgang ihrer Studien zu überzeugen, und wurde immer befreundeter mit ihr, bis er sie im Oktober 1826 als Gemahlin heimführte. Ein brieflicher Verkehr zwischen Carlyle und Goethe wurde 1824 begonnen und wurde regelmäßig seit 1826.

Bei diesen Verhältnissen ist es kein Wunder, daß man schon früh Carlyles Schriften in Deutschland mit Aufmerksamkeit verfolgte, so wie er sich in seinem Vaterlande bemühte, seine Landsleute mit den Geisteserzeugnissen unsers Vaterlands vertraut zu machen durch Übersetzungen (wie „Wilhelm Meisters Lehrjahre,“ denen sich später die „Wanderjahre“ angeschlossen, und seine Auswahl aus Goethe und den Romantikern) und kritische Arbeiten (über Goethes Faust, Jean Paul, den Stand der deutschen Litteratur, Heine, Novalis u. a.). Sein „Leben Schillers“ wurde schon 1830 ins Deutsche übersetzt und von Goethe mit einem Vorwort versehen; 1844 folgte die „Französische Revolution“; 1859 bis 1869 die „Geschichte Friedrichs II. von Preußen.“ Seit 1882 haben wir auch eine Verdeutschung vom Sartor Resartus.

Lernte man aber durch diese Übersetzungen auch die Hauptwerke Carlyles und seine Denk- und Anschauungsweise kennen, so war doch, wenn wir von verhüllten Andeutungen im Sartor Resartus absehen, lange Zeit in England selbst kein Werk vorhanden, worin er autobiographische Erinnerungen oder Bekenntnisse gegeben hätte. Erst in seinem Todesjahre, 1881, übergab er seinem Freunde Froude ein Manuskript

zur beliebigen Verwendung für eine zukünftige Lebensbeschreibung. Froude wollte aber diese wertvollen Aufzeichnungen nicht stückweise, sondern nur als Ganzes herausgeben. Carlyle erklärte sich damit einverstanden, doch wollte er selbst eine Korrektur davon durchsehen. Es war das um so wünschenswerter, als er die Reminiscences niedergeschrieben hatte, ohne dabei an eine Veröffentlichung zu denken, und zwar die meisten beinahe fünfzehn Jahre früher, die Erinnerungen an seinen Vater sogar im Anfang des Jahres 1832. Aber Carlyle starb, ohne den Druck gesehen zu haben. So blieb denn Froude nichts übrig, als das Manuskript drucken zu lassen, wie es war. Es erschien in zwei Bänden noch im Todesjahre des Verfassers. Der erste Band enthält die Erinnerungen an James Carlyle, seinen Vater (James Carlyle of Ecclefechan, Mason), und die an seinen Freund Eduard Irving. Diese zweiten sind mehr als viermal so umfangreich wie die ersten.

In den schlichten Worten der Erinnerung an seinen Vater, die ein paar Tage nach seinem Hingang niedergeschrieben wurden, drückt sich die ganze Liebe aus, die Carlyle zu seinen Eltern hegte, und die in den Schlußworten gipfelt: Thank Heaven, I know and have known what it is to be a son; to love a father, as spirit can love spirit. God give me to live to my father's honour and to His.

Einen ganz andern Charakter trägt der dem Andenken Eduard Irvings gewidmete Aufsatz. Irving starb 1834, die Erinnerungen wurden 1866 abgefaßt. Irving wandelte, nachdem er von 1818 bis etwa 1824 zu Carlyle in enger Freundschaft gestanden hatte, ganz andre Wege. Er wurde Begründer der Sekte der Irvingianer, kam zu ganz andern religiösen Ansichten, und die Freunde sahen sich nur noch selten. Doch niemals vergaß Carlyle, daß ihm Irving in Ebinburg in schlimmen Jahren beigestanden und ihn unterstützt, ihn dann auch in London in die litterarische Welt eingeführt hatte. Darum spricht sich auch in diesen Erinnerungen tiefe Dankbarkeit aus. Doch sagt der Verfasser selbst in seinem Tagebuch (26. September 1866): „Ich schreibe ohne rechte Friische etwas, das ich »Erinnerungen an Eduard Irving« nenne. Es stellt sich aber bis jetzt heraus, daß es mehr von mir selbst als von ihm handelt. Vielleicht läßt es sich nicht gut anders machen, zumal bis hierher.“ Und an einer andern Stelle (3. Dezember): „Ich habe (unter fortwährenden Unterbrechungen) eine Menge Seiten von »Erinnerungen an Irving« geschrieben (kommt aber darauf hinaus, daß sie von mir und Eduard Irving handeln!); bin noch nicht damit zu Ende; ich komme in letzter Zeit kaum einmal in drei Tagen dazu. Sollte wohl verbrannt werden. . . . Aber das Niederschreiben giebt mir einen klaren Blick für jene vergangenen Zeiten; es enthält Abschweifungen und Abschnitte, die mir noch lieber sind als Irving.“

Niemand wird dies als Fehler empfinden, im Gegenteil, wer hörte nicht lieber den Verfasser über sich selbst als über Irving reden! Wie viel Charakteristisches erfahren wir da über Carlyle und die, die ihm nahe standen oder später nahe traten.

Diese beiden „Lebenserinnerungen“ liegen nun hier in deutscher Übertragung vor. Wir müssen dem Übersetzer und dem Verleger dankbar dafür sein, daß sie diese Stücke einem größern Leserkreis zugänglich gemacht haben. Die Übersetzung ließt sich gut und ist getreu; die geringen Auslassungen kann man nur billigen, der Verfasser hätte wohl selbst die weggefallenen Stellen beseitigt, wenn ihm noch eine Durchsicht des Druckes vergönnt gewesen wäre. Gegen das beigegebne Bildnis Carlyles läßt sich nichts weiter einwenden, als daß wir gern auch ein Bildnis aus jüngern Jahren gesehen hätten, da die beiden Erinnerungen sich auf Carlyles frühere Jahre beziehen (etwa das aus Shepherds Memoirs bekannte).

Der zweite Band des Originals bietet nicht weniger Interessantes: Carlyles Leben in Edinburg (in Lord Jeffrey, the Lawyer and Reviewer) und vor allem Jane Welsh Carlyle. Hoffentlich können wir übers Jahr auch von diesen die deutsche Übersetzung hier anzeigen.

Zur Buchillustration. In der Ausstattung ihrer bekannten „Künstlermonographien“ beginnt die Verlagshandlung von Belshagen und Klasing nun auch „Monographien zur Weltgeschichte“ zu veröffentlichen. In dem „Plane der Sammlung“ finden wir die „Blüte des Pharaonenreiches“ nicht gerade sehr passend; auch zu einem neuen „Fürst Bismarck“ liegt wohl kein dringendes Bedürfnis vor, was wir nur mit Rücksicht auf die in dem Prospekt hervorgehobnen Lücken der vorhandenen historischen Litteratur bemerken möchten. Aus der neuen Sammlung liegen vor: Die Medizeer von Archivat Professor Dr. Ed. Heyck und Königin Elisabeth von England und ihre Zeit von Professor Erich Marcks. Abgeschlossene Darstellungen einzelner geschichtlicher Abschnitte werden, wenn sie mit der nötigen Sorgfalt gearbeitet sind, dankbare Leser finden, aber ohne diese Grundlage schwerlich, denn unser gebildetes Publikum ist durch vortrefflich geschriebne Bücher unsrer besten Geschichtschreiber einigermaßen an Gutes gewöhnt worden. Wir geben in dieser Hinsicht der an zweiter Stelle genannten Monographie vor der ersten den Vorzug. Denn die erste ist nicht nur im allgemeinen nicht gut geschrieben, auch nicht gut disponirt, sondern sie enthält auch im einzelnen viel unrichtiges und zu beanstandendes. Bei Marcks hingegen ist uns außer dem abscheulichen Worte „kulturell“ nur eine einzige Gedankenlosigkeit aufgefallen, indem Königin Elisabeths fünfundvierzigjährige Regierung „die längste der großen Regierungen der neuern englischen Geschichte“ genannt wird, was einen nachdenkenden Leser doch in Bezug auf Georgs III. sechzig und Viktorias einundsechzig Jahre stutzig machen muß. Oder sind das keine „großen“ Regierungen? Welche wären es aber dann überhaupt? Im übrigen ist das Buch lebendig und interessant geschrieben. Eine Partie, wie die fesselnde Charakteristik Elisabeths S. 47 oder wie den hübschen Eingang zu dem Abschnitte über die Renaissancelitteratur, wird man in den „Medizeern“ vergeblich suchen. Auch daß der Stoff gut angeordnet und in einzelne Abteilungen eingeteilt worden ist und nicht alles, wie in den „Medizeern“, durcheinanderläuft, wie bei einer Völkerwanderung, ist ein für jede Art von Lesern wichtiger Vorzug des Marcks'schen Buches.

Beide Monographien sind mit einer solchen Menge von Abbildungen versehen, daß die Hälfte davon und sogar ein Drittel schon übergenug gewesen wäre. Diese sogenannte reiche, in Wirklichkeit gedankenlose und verschwenderische Illustration droht sich bei den immer billiger werdenden Vervielfältigungsweisen zu einer wahren Landplage auszuwachsen. Man kann seit einigen Jahren die Beobachtung machen, daß in der Buchillustration sehr vieler Verlagshandlungen, darunter auch sehr angesehener, das Bild in sehr auffälliger Weise seinen Weg selbständig neben dem Worte des Textes nimmt. Es giebt sogar Fälle, wo sich die Verfasser eines Textes öffentlich über die ihnen von ihrem Verleger angethane Buchillustration beklagt haben. Unter solchen Umständen gehen die Abbildungen den Verfasser eines Textes gar nichts an, sie sind nachträglich hineingestellt worden. Auf einen großen Teil der Bilder nimmt der Text überhaupt keine Rücksicht, mit andern hängt er lose zusammen, auf andre endlich paßt er schon gar nicht mehr. Dann preist die Reklame die prachtvolle Ausstattung eines solchen wohlfeilen Buches, der Käufer freut sich über die schönen Bilder, und der Leser merkt nicht, daß sie ihm

mehr schaden als nützen, denn anstatt ihn im Verständnis des Textes zu unterstützen, ziehen sie seine Aufmerksamkeit davon ab und sollen wohl hernach für die Mängel entschädigen. Da der Quadratcentimeter Autotypie so und soviel Pfennige kostet, so besteht das Verdienst dieser auf eine beliebige Zahl von Quadratmetern zu erstreckenden Kunst schließlich nur in der Anzahl von Zwanzigmarkstücken, die eine Verlags-handlung zu riskiren für gut hält. So führt das billige Vervielfältigungsverfahren, wenn der Buchhandel diese große Wohlthat nicht zu gebrauchen versteht, zum Verfall seines Gewerbes, soweit es mit Illustration zu thun hat, und was erfunden zu sein scheint, um den Sinn für gute Kunst zu fördern und zu verbreiten, wird zunächst dazu angewandt, den Geschmack zu verderben.

Von diesem Anziehungsmittel der Buchillustration, wie sie nicht sein soll, macht also der Verlag der „Künstlermonographien“ nun auch in den „Monographien zur Weltgeschichte“ einen sehr ausgedehnten Gebrauch. In der „Elisabeth“ ist z. B. zu einer ganz allgemeinen Bemerkung des Verfassers über die Architektur S. 89 ein Verweis auf nicht weniger als zwölf, unmittelbar vorher aber noch in demselben Satz (zu dem Worte: Hausgeräte) ein solcher auf sechs Abbildungen eingerückt worden, und diese achtzehn Abbildungen schwirren nun zwischen S. 77 und 95 vor unsern Augen in einem Texte herum, mit dem sie sachlich gar nichts zu thun haben. Noch störender ist das Übermaß der Abbildungen in den „Medizeern“, weil die Illustration hier sogar zahlreiche Fehler begangen hat, woran natürlich der Verfasser des Textes unschuldig ist. Wenn aber ein Verlag über den Kopf des Verfassers ein Buch illustriren will, so sollte er damit Personen betrauen, die genau wissen, was die Bilder bedeuten, mit denen sie umgehen sollen. Statt dessen finden wir z. B. in den „Medizeern“ zwei weibliche Porträts der Berliner Galerie als „Kunstbeilagen“ abgebildet; das eine, „herkömlich“ als Lucrezia Tornabuoni bezeichnet, stellt diese Dame sicherlich nicht dar, und das andre ebenso wenig die Simonetta. Was sollen die also hier, noch dazu in Rotdruck und auf gekörntem Papier, anspruchsvoll und irreführend, als ob die Originale Ritzzeichnungen oder monochrome Skizzen wären? Das ist nur ein Beispiel von vielen.

Wir haben hier einen Übelstand zur Sprache gebracht, der einen größern Umfang anzunehmen droht, und rechnen dabei auf die stille Zustimmung vieler Verständiger. Vielleicht könnte eine Erinnerung an die Verfasser, sich die Illustration nicht ganz aus der Hand nehmen zu lassen, wenn sie die geeigneten Persönlichkeiten erreichte, schon etwas nützen.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.